

(Nachdruck verboten.)

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Pelle schloß die grüne Kiste auf und holte seine Arbeits-hosen heraus.

„Du kannst lieber gleich sieben Niegel vor den spinat-grünen Kumpelkasten dort legen,“ sagte Piepmann mürrisch. „Denn hier könnt ja am Ende ein Dieb sein!“ So hoch oben unterm Himmel!

Pelle tat, als verstünde er die Anspielung nicht und schloß wieder ab. Dann schlenderte er, die kurze Pfeife in der Hand, auf die Plattform hinaus. Ueber die Dächer rang sich die Dämmerung vom Sunde empor; einige Tauben flogen dort und fingen die letzte Sonnenröte unter ihren weißen Flügeln auf, und unten im Brunnen lag die Dunkelheit schon wie ein heißer, lila Gauch. Der Veierkastenmann war nach Hause gekommen und spielte den tanzenden Kindern da unten seine Abendnummer vor, und von einer Galerie zur andern schwapten und zankten die Bewohner. Hin und wieder brach ein weicher Tonstrom vibrierend empor und brachte das Ganze zum Schweigen. Das war der blöde Vinzlev, der in seiner Höhle irgendwo tief drinnen in der „Arche“ saß und die Flöte spielte. Er versteckte sich immer ganz weit weg, wenn er spielte, dann war er wie ein krankes Tier und saß in einer Ecke und zitterte. Die Töne wurden so schön dadurch, sie kamen bebend aus seinem Versteck hervor, wie das Singen oder Weinen aus einer fremden Welt. Und die unruhigen Wesen der „Arche“ muhten schweigen und lauschen. Jetzt hatte Vinzlev seine sanfte Zeit, man wurde förmlich besser davon, ihm zu lauschen. Aber in der dunklen Zeit kam der Teufel zuweilen über ihn und schuf Töne in seinem wahnsinnigen Gehirn, die das Ganze in panischem Schrecken erbeben machte. Dann weitete sich das morsche Holzwerk zu einem ungeheuren, pechschwarzen Walde aus, in dem alle Schrecken hausten, und man muhte blind um sich schlagen, um nicht ganz zugrunde zu gehen. Der Leichenwagenkutscher im vierten Stockwerk, der sonst immer so sanft in seinem Rausch war, schlug die Frau zuschanden, und ringsumher in den Gängen lagen sie und tranken und prügelten sich, um sich das Böse vom Leibe zu halten. Vinzlevs Teufelsflöte war auch schuld daran, daß Johnsen unnötigerweise sein elendes Leben beweinte und es unter dem Kloakenrost endete. Aber es war nichts dazu zu sagen; Vinzlev spielte, und das war ein Uebergang wie alles andere.

Jetzt ging der Teufel mit einem Ring in der Nase umher, und Vinzlevs Spiel war wie milder Gauch auf die Gemüter, so daß sie sich öffneten wie Blumen. Es war die schöne Zeit.

Pelle kannte das Ganze, obwohl er noch nicht so lange hier war, ihm tat es nichts. Er trug ja das Siegerhemd, das Vater Rasse für ihn erträumt hatte.

Unten im dritten Stockwerk im Hintergebäude herrschte ein eigener Zauber. Eine Schlingpelargonie und ein Esen hatten die gebrechlichen Balken eingesponnen und begegneten sich oben; und dort hing eine kleine rote Papierlaterne und goß einen festlichen Schimmer über das Ganze.

Es war, als habe sich die Sommernacht eine Freistätte inmitten der Steinmassen aus erwählt. Unter der Lampe saßen Madame Johnsen und ihre Tochter und nähten; Hannes Antlitz glühte wie eine Rose bei Nacht, sie wandte es alle Augenblicke zu ihm empor, lachte und machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopf. Dann rückte Pelle ein wenig beiseite, schlug das andere Bein über und legte sich auf die andere Seite hinüber, unruhig wie ein Pferd, das seinen Weg nicht sehen kann.

Dicht hinter ihm ging seine Nachbarin, Frau Franzen, umher und hantierte in ihrer kleinen Küche. Die Tür nach der Plattform stand offen, und sie schwappte unaufhörlich, halb für sich, halb zu Pelle gewandt, über ihre Wacht, ihren toten Mann und ihren Flegel von Jungen. Sie hatte das Bedürfnis, ihre Leber zu rühren, die alte Person: „Herr Gott, ja, hier müht man sich ab und hält Essen für Ferdinand bereit,

vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend, bis es wieder Morgen wird. Und er macht sich nicht mal die Mühe, nach Hause zu kommen. Seine wilden Wege erforschen kann ich nicht; ich kann bloß hier sitzen und mich chun stigen und das Essen warm halten. Das ist denn doch ein bißchen, was lockt, er wird schon kommen, wenn er hungrig ist, sag ich zu mir selbst. Ach ja, unsere frohen Tage, die sind schnell gezählt. Und Du stehst da und gloyt wie ein Bählamm, und das Mädchen da unten nickt sich den Kopf beinahe aus dem Gelenk nach Dir! Ja, die Männer sind eine schnurrige Rasse; sie bilden sich ein, daß sie es nicht wagen können — und wer richtet denn eigentlich alles Unglück an?“

„Sie will gar nichts von mir!“ sagte Pelle mürrisch, „sie spielt bloß mit mir.“

„Ja, die Jungfer spielte so lange mit einer weißen Maus, bis die Kasse sie holte. Schäme Dich, daß Du hier stehst und den Kopf hängen läßt. So jung und gut gewachsen wie Du bist! Schneid ihr die Schwanzfedern ab, dann kriegst Du 'ne gute Frau.“ Sie puffte ihn mit dem Ellbogen in die Seite.

Da entschloß sich Pelle denn endlich, die Hühnerstiege nach dem dritten Stockwerk hinabzuklettern, und er ging an der Galerie entlang.

„Warum hast Du Dich heute abend eigentlich so kostbar gemacht?“ fragte Madame Johnsen und machte ihm Platz. „Du weißt ja, daß Du immer gern gesehen bist. Was sollen denn die Anstalten?“

„Pelle ist kurzichtig, er kann nicht bis hier herüber sehen,“ sagte Hanne und warf den Kopf in den Nacken. Sie sah da und machte eine Bewegung mit dem Kopf; sie sah ihn lachend an, den Kopf hinten übergelehnt, mit offenem Munde. Das Licht brach sich in ihren blanken Zähnen.

„Kriegen wir morgen gutes Wetter?“ fragte die Mutter.

Pelle meinte ja und sah wetterkundig zu dem kleinen Fleck Himmel hinauf. Hanne lachte.

„Bist Du auch Wetterprophet, Pelle? Du hast doch wohl keine Leichdörner!“

„Laß nun endlich Dein Foppen nach, Kind!“ sagte die Mutter und schlug nach ihr. „Wir wollen morgen, wenn das Wetter gut ist, in den Wald. Willst Du mit, Pelle?“

Pelle wollte gern mit, zögerte aber trotzdem ein wenig mit der Antwort.

„Komm mit, Pelle,“ sagte Hanne und legte einladend ihre Hand auf seine Schulter. „Und dann sollst Du auch mein Herr sein. Es ist so langweilig, mit der alten Frau in den Wald zu gehen; aber dann will ich auch Erlaubnis haben, so zu sein, wie ich bin.“ Sie machte eine herausfordernde Bewegung mit dem Kopf.

„Dann fahren wir vom Nordertor mit dem Omnibus; ich mache mir nichts daraus, mit der Eisenbahn zu fahren.“

„Vom Nordertor aus? Existiert ja gar nicht mehr, Mütterchen. Aber vom Triangel aus fahren noch Omnibusse.“

„Na ja, dann vom Triangel, Du Klugschneider! Kann ich was dafür, daß sie alles runterreichen? In meiner Jugend war das Nordertor ein herrlicher Punkt. Von da hatte man eine Aussicht über das Bauernland, wo ich zu Hause bin, und nirgends war die Sommernacht so schön wie da auf dem Wall. Damals wußte man nicht, was es heißt zu frieren. Waren die Kleider auch dünn, so war das Herz doch jung.“

Hanne ging in die Küche und machte Kaffee. Die Tür stand offen. Sie sumnte und warf hin und wieder ein Wort in die Unterhaltung. Dann kam sie und hielt Pelle das Teebrett mit einem Knix hin. „Aber wie siehst Du heute abend eigentlich aus?“ Sie berührte seine Stirn und sah ihn forschend an.

„Ich bin heute in den Fachverein eingetreten,“ erwiderte Pelle; er hatte noch immer das Gefühl des Ungewöhnlichen und glaubte, daß ihm jeder Mensch etwas ansehen müsse.

Hanne brach in ein lautes Lachen aus. „Kriegt man davon ein schwarzes Zeichen an der Stirn? Sieh doch einmal, Mutter, sieh doch bloß mal! Das Fachvereinsabzeichen!“ Sie drehte seinen Kopf nach der Alten um.

„Ach, der Racker!“ sagte die Alte lachend. „Nun hat sie Dir Ruß ins Gesicht geschmiert. Sie nekte ihre Schürze mit Spucke und fing an, den Ruß abzureiben, während Hanne hinter ihm stand und sein Gesicht mit beiden Händen hielt,

damit er stillsitzen sollte. „Dank Du Deinem Schöpfer, daß Pelle ein gutmütiger Burche ist,“ sagte die Alte, während sie rief. „Sonst würde er's Dir wohl übelnehmen!“

Pelle selbst lachte seelenvergnügt.

Der Leichenwagenkutscher kam durch die Oeffnung in der Galerie hinauf und schwankte weiter in das vierte Stockwerk. „Guten Abend!“ sagte er mit seinem tiefen Baß, als er an ihnen vorüberkam, „und gesegnete Mahlzeit sollte man auch wohl sagen!“ Er trug einen großen Schinken unter dem Arm.

„Gerr du meines Lebens!“ flüsternte Frau Johnsen. „Da kommt er nun wieder mit seinem Schinken angezogen; dann hat er wieder den ganzen Wochenlohn verlossen. Sie haben immer Ueberfluß an Speck und Schinken da oben, die Aermsten, aber selten Brot dazu.“

In der „Arche“ erlosch bald ein Laut, bald ein anderer. Das Kinderweinen, das so trübselig aus den langen Gängen hinausdröhnte, wenn eine Thür sich aufthat, verwandelte sich in weiches Glucksen, jedesmal, wenn eine verspätete Mutter von der Arbeit hineingestürzt kam und das Kleine an ihre Brust riß. Und nun war da nur noch eine, und die weinte immer, mochte die Mutter zu Hause sein oder auf Arbeit. Ihre Milch war weggeblieben.

Unten vom Keller stieg ein Wiegengesang durch den Brunnen in schleppenden Tönen empor; es war nur Gretche mit dem Kind, die ihre Flickenpuppe in Schlaf sang. Die wirklichen Mütter singen nicht.

„Sie gröhlt immer draußlos,“ sagte Hanne, „die anderen mit den richtigen Kindern, die haben nicht so viel übrig, daß sie singen können. Aber ihr Góhr braucht ja auch kein Essen; das macht einen argen Unterschied, wenn man arm ist.“

„Heute hat sie für ihr Kind gewaschen und geplättet, damit es morgen sein sein kann, wenn der Vater kommt. Es ist ein Leutnant!“ sagte Hanne.

„Kommt er denn morgen?“ fragte Pelle naiv.

Hanne lachte laut. „Ja, denn sie erwartet ihn ja jeden Sonntag, sie hat ihn nur noch niemals gesehen.“

„Ja, ja, das ist gar nicht zum Lachen!“ sagte die Alte. „Sie ist glücklich in ihrem Wahn, und ihr Auskommen macht ihr keine Not.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach zwanzig Jahren.

Von J. B. Nyländer.

Es liegt mir fern, hier einen alten, abgetriebenen Droschkengaul schmähen zu wollen, der mit dem besten Willen nicht imstande war, mehr als ein steifbeiniges Trotteln fertig zu bringen, aber ich muß doch gestehen, daß diese lange Droschkenfahrt vom Zentralsbahnhof bis zum Dampfschiffkontor am Kai von Dyd und von da zu den Docks hinunter mich in Verzweiflung brachte. Hier darf ich wohl gleich einschalten, daß es in Antwerpen war, wo wir, meine Frau und ich, aus Italien kommend, eben mit dem Expresszuge von Paris anlangten, und daß das wöchentliche Boot nach Norwegen zwei Stunden und dreiundzwanzig Minuten nach Ankunft des Zuges abgehen sollte.

Indessen will ich dem freundlichen Leser all die Anruhe ersparen, die für uns der Gedanke mit sich brachte, daß wir zu spät das Dampfschiff erreichten und dadurch gezwungen wären, eine volle Woche in Antwerpen zu bleiben oder das Geld für die Willetts schwinden zu lassen. Darum sage ich lieber gleich, daß das Schiff glücklicherweise sich verspätete.

Aber für den, der dieses nicht im voraus wissen kann, sondern mit der Uhr und dem Stadtplan in der Hand jede fünfte Minute wieder eine Möglichkeitsberechnung macht, bei der aber die Möglichkeit schließlich verschwindend klein wird, für ihn wird diese lange Fahrt zu einer wahrhaften Tortur. Man vergißt es, sich auf einem der stattlichsten Bahnhofspolze Europas umzusehen. Kaum beachtet man all die Statuen und Monumente, obwohl man dicht darunter herfährt. Das Gemirr der Straßen, das Kaffeeloben auf den Trottoirs, die Prachtbauten und Geschäftshäuser, Kirchen und Museen, Anlagen und Parks, alles gleitet an einem vorüber, ohne daß man irgendwelche Details auffängt, die machen könnten, daß die Erinnerung an diese Stadt sich in irgend einer Weise unterschiebe von der an unzählige andre Großstädte, „in den unterschiedlichen Weltteilen“, um mit dem Steward auf der alten *Esmeralda* zu reden.

Nicht einmal die Kathedrale vermag meine Aufmerksamkeit zu fesseln, obwohl sie ein Meisterwerk der Bildhauerkunst sein soll. Ich höre kaum den Kutscher sagen, daß das bewundernswerte Glodenspiel vierzig oder sechzig Gloden hat. Selbst seine Behauptung, die größte Glode des Turmes sei so groß, daß achtzehn Mann dazu gehörten, um sie in Bewegung zu setzen, macht nur einen sehr schwachen Eindruck auf mich. Auch nicht seine Mitteilung, daß die Turmspitze 123 Meter hoch ist, kann mich aus meinem Bemühen reißen, die Zeit für unsre endliche Ankunft

beim Dampfschiff voraussagen zu wollen. Dieser hohe, spige Turm, dem ich unter anderen Umständen sicherlich gebührende Bewunderung gezollt haben würde, ärgert und belästigt mich nur, denn wie weit wir auch fahren, an jeder neuen Straßenoöffnung taucht er wieder auf. Es scheint unmöglich, ihm zu entgehen, immer wieder blüht er irgendwo hervor zur Rechten des Wegens.

Der Kutscher zeigt mit dem Peitschenstiel auf das Rathaus, „Marmortreppe,“ sagt er.

„Schön, schön. Aber fahren Sie doch rasch!“

Der Peitschenstiel zeigt der Reihe nach auf die Börse, das königliche Schloß —

„Ausgezeichnet! Aber fahren Sie, bitte!“

Wir trotteln weiter. Rubens' Haus, die Bibliothek, der Justizpalast —

„Aber so fahren Sie doch! Schnell, schnell!“

Wir haben noch eine halbe Stunde, als wir endlich an dem Hafen kommen mit seinem verwickelten System von Dockbassins, die durch schmale Kanäle mit Brücken verbunden sind. Dampfschiff an Dampfschiff in endlosen Reihen. Segelschiffe von aller Welt Enden, ganze Wälder von Masten. Rasseln und Klopfen von Dampfmaschinen, Kränen und Hühwerk. Rufen und Pfeifen. Dröhnendes Gestampfe von kolossalen flämischen Pferden, die reichweise vor Wagen gespannt sind, so groß wie Eisenbahnwaggons. Seesleute aus aller Herren Länder. Brot- und Obsthändler. Ladegedie mit oder ohne blanke Knöpfe, die sich über das Geländer der Kanalbrücken hängen. Mit einem Worte, das ganze bunte Treiben eines großen, lärmenden Welthafens braust um uns her, aber wir sehen nichts, hören nichts. Das ganze Interesse konzentriert sich nur auf das eine: erreichen wir's? erreichen wir's nicht? — Noch zwanzig Minuten. Ja, wir erreichen es!

Aber als wir dann endlich so nahe dem Ziel am letzten Kanal plötzlich den Weg von der Kette des Brückenwärters gesperrt finden, hinter welcher sich der Abgrund unter der eben zur Seite gewonnenen Drehbrücke aufthut, — da werden wir in der Tat von Verzweiflung ergriffen.

„Wären wir eine Minute früher gekommen, so hätten wir noch über die Brücke gekonnt,“ sagt der Kutscher ruhig und wendet sich um, als das Pferd vor der Kette plötzlich anhält. Und, seine Peitsche herausziehend, fügt er hinzu: „Nun müssen wir vielleicht eine halbe Stunde warten.“

Ich erwähnte ja schon, daß unser Schiff sich zum Glück verspätete. Uebrigens hat das nichts mit dieser Erzählung zu tun. Ebenjomenig die Kathedrale oder Rubens' Haus oder irgend etwas von all dem anderen. Genau genommen fängt die Historie erst bei der Drehbrücke an, und hier schließt sie auch. Es könnte darum scheinen, daß die Handlung — wenn in einer so kleinen Episode überhaupt von Handlung die Rede sein kann — streng konzentriert sein müßte. Leider muß ich den Leser dieser Illusion berauben. Tatsächlich umfaßt die Erzählung mehr als zwanzig Jahre. Und ihre Fäden umspinnen in gewisser Weise „alle die unterschiedlichen Weltteile“, wenn ich noch einmal an einen Freund, den Steward, zitiieren darf. Aber es ist höchste Zeit, diese Parenthese abzubrechen!

Die Brücke hat sich für einige tiefgeladene Lastbrahme geöffnet, und der erste von diesen zeigt schon sein vieredriges, bunt gemaltes Borderteil am Anfang des Kanals. Der Schiffer und zwei frische junge Frauen, vermutlich seine Töchter, stoßen geschickt mit langen Bootshaken den großen, schweren Brahm durch den Kanal weiter, und am Ruder steht die Frau des Schiffers selbst, ruhig und sicher in blauem Kleide und weißer Jade. Ein zehn Jahre altes Bürschchen in weißen Hosen und enormen Holzschuhen schießt*) geschäftig eine Vertäuungstrosse auf Deck, und zwei kleine Mädchen stehen, jedes auf einer Seite, klar mit Korkfendern. Durch das aus dem Kajütendache hervorragende Blechrohr dringt der starke Geruch von Lorfruch, und in einem weit geöffneten Fenster zeigen sich zwischen üppigen Topfpflanzen ein paar strahlend vergnügte Kindergesichter, von weißen Häubchen eingerahmt.

Ich steige vom Wagen herunter, um mir diese Arche mit ihrer gemüthlichen Bemannung mehr in der Nähe ansehen zu können. Eine große Anzahl Menschen, die ebenso wie wir durch die geöffnete Brücke aufgehalten sind, hat sich schon auf beiden Seiten des Kanals angeammelt und drängt sich hinter den Ketten. Man ist, schwach, raucht und liest Zeitungen, und jeder scheint die Sache mit Ruhe zu nehmen. Nur ein bißiger Schiffspudel auf dem Kai uns gerade gegenüber bellt nervös auf einen viel trauriger situierten Bruder ein, der vor einem schwer beladenen Handarren grade neben unserem Wagen gespannt ist. Ohne auch nur eine Antwort zu murren, legt sich der Hiehhund auf die Pflastersteine direkt vor die Füße unsres Kenners nieder, dessen ähnlich unglückliches Schicksal wahrscheinlich verbrüdernd auf ihn wirkt. Das Pferd beugt sich so weit nieder, wie das unbarmherzige Geschick es gestattet, und seufzt tief.

„Die ganze Reihe muß erst durch sein,“ sagt der Kutscher. „Mindestens eine halbe Stunde müssen wir hier bleiben.“

„Acht Brahme, das kann doch unmöglich so lange Zeit nehmen. Einer ist ja schon klar,“ wende ich ein und versuche mir Hoffnung einzureden.

In dem Augenblick ertönen einige kurze, energische Pfeife im Dockbassin.

*) Aufschließen heißt ein Tau in regelmäßigen Bindungen auf Deck legen.

„Da kommt ja auch ein großes Schiff,“ sagt meine Frau, die im Wagen sitzen geblieben ist.

Mit einem kleinen Bugierboot dicht unter dem Bug zeigt sich ein altes abgetakeltes Segelschiff hinter der Reihe von hellen, blankgeputzten Rahmen. Es ist jämmerlich kreuzlahm, sein Vordersteil sowohl wie das Achterschiff scheint fast herunterzuhängen. Jedenfalls hat es seinen Todesstoß bekommen und sieht aus, als trauerte es über sich selbst. Alles ist schwarz: der Rumpf, die kurzen Masten, die Ladebäume, einige aufgehängte Perlenjungen oder Segelreste, die Segeltuchflügel der Windpumpe, alles gleichmäßig schwarz.

„Das ist eine alte Kohlenhoff, aber da sie leer ist, wird sie schnell durchgehen,“ sage ich, sehe noch einmal auf die Uhr und halte den Stadtplan zusammen, ehe ich mich wieder bequem in den Wagen setze. „Wie heißt dieses Bassin hier?“ wende ich mich an den Kutscher.

„Lefebvre-Dock,“ entgegnet er. — „Hier ist die Mündung zum Fahrwasser.“

Lefebvre-Dock. — Lefebvre-Dock. — Ich suche lange in meinen Erinnerungen, muß aber weit in die Vergangenheit zurückgehen, um den Namen wiederzufinden. —

„Heute ist der zehnte,“ wende ich mich endlich an meine Frau. „Heute vor zwanzig Jahren und vier Monaten, also am 10. Januar 1889, kam ich hier — grade bei diesem Schuppen — an Bord des besten Fahrzeuges, auf das ich je meinen Fuß gesetzt habe, du entsinnst dich wohl der deutschen Bark, von der ich dir so oft erzählt habe.“

„Vor zwanzig Jahren!“ ruft sie aus. „Ach, da sah wohl vieles anders aus.“

„Ja, das war die Zeit der Sorglosigkeit. Alles, was ich besah, fand Platz in einem solchen Segeltuchsad,“ sage ich und zeige mit meinem Stod auf einen von den Seemannsäcken, mit denen der Handkarren beladen war. „Und mit dem Sad auf dem Rücken sprang man an Bord und war froh und wohlgenut, ohne etwas von der Zukunft zu ahnen und ohne mehr von seinem Schiffe zu wissen, als daß es deutsch ist und segelfähig für La Plata liegt. Heutzutage hat man mehr Bedürfnisse, Hutschachtel, Handtasche und Plaidriemen,“ fahre ich fort und zähle unsre neun Stoll Reisegepäck über, „wenn man auch nicht weiter will als nach Stockholm oder Kopenhagen.“

(Schluß folgt.)

Meister Grimbart.

Von E. Schenking.

Mit den Raubtieren beschäftigten sich die Sagen aller Völker, speziell die der germanischen Stämme; fast bis in die prähistorische Zeit der Deutschen reicht die Tierfage hinein. Die humorvollste und lieblichste aller ist jedenfalls Goethes „Reinold Fuchs“. In ihr begegnen wir zum ersten Mal Grimbart, dem Dachs, einem ruhigen, verständigen Wiedermann, den selbst der zu allen bösen Streichen aufgelegte Reinold ungehörten läßt. Das hatte allerdings seinen Grund, denn „der Dachs war Reinoldens Bruders Sohn“, und die Naturgeschichte gibt diesem Urteil recht, denn sie zählt Meles taxus zur Ordnung der Fleischfresser und zur Familie der Marder.

Eigentlich gehört der Dachs, wie Buschard, Krähe usw. zu den Tieren, über deren Nutzen und Schaden die Meinungen geteilt sind; denn wenn der Dachs durch Vertilgung von allerhand Schädlingen der Land- und Forstwirtschaft nützlich ist (genau wie jene Tiere), so tut er doch der Jagd auch vielen Schaden.

Meister Grimbart ist ein heimlicher, mistrauischer, mürrischer Geselle, der draußen in dem verschwiegenen Forst, inmitten dichten Unterholzes, am liebsten in hügeligen Terrain, aber niemals in großer Entfernung von den Feldern, seinen Bau aufschlägt, in dem er, als richtiger Höhlenbewohner, den größten Teil seines Lebens zubringt; wenigstens behauptet Buffon, daß der Dachs drei Viertel seines Lebens verschläfe. Zu diesem Zweck hat er sich seine Wohnung recht behaglich eingerichtet. Sie ist geräumig, weit größer als der Bau des Fuchses und besteht aus einem mit Moos, Gras und Farnkraut ausgekleideten Kessel, von dem zahlreiche, oft sehr lange Röhren in den verschiedensten Richtungen nach außen führen. Von diesen Röhren werden nur einige „besahren“, die anderen sind teils flucht-, teils Laufrohre. Der Kessel ist dem Dachs alles: sein Wohn- und Schlafgemach, und zur Zeit der Mutterfreunden hat hier das Weibchen ihr Bett aufgeschlagen. Bei der Ausstattung dieses Raumes wenden die Dachs eine besonderes Verfahren an. Sie schleppen vor den Eingangsöffnungen allerlei Krauthaufen zusammen und lassen es eine Zeitlang zum Trocknen liegen, stemmen sich dann mit Kopf und Vorderkörper dagegen und schieben es durch die Röhre in den Kessel, den sie sorgfältig damit ausstopfen. Ein „Hauptbau“ wird von mehreren Dachsen bewohnt, doch hat jedes Individuum seinen eigenen Kessel; sogar Dachs und Dächsin leben getrennt. Bewohnen Fuchs und Dachs einen solchen Bau gemeinsam, dann meiden sie streng jede Annäherung: wenn sie sich auch dulden, Fremde werden sie niemals; der Dachs, als der die Reinlichkeit liebende Hausherr, verabscheut die Unsauberkeit seines Nachbarn.

Ebenso griesgrämig der alte Einsiedler ist, ist er auch lichtscheu. Er fährt gewöhnlich erst mit anbrechender Dunkelheit aus dem

Bau und ist längst wieder daheim, wenn das erste Tageslicht im Osten zu grauen beginnt. Es kommt aber auch vor, daß man seiner einmal am Tage oder in der Abenddämmerung ansichtig wird; das ist aber nur dann der Fall, wenn der Dachs nicht gestört wurde, weil man eben von seiner Gegenwart keine Ahnung hatte. Dazu kommt noch, daß der alte „Grämig“, wie der alldentische Name für den mürrischen Höhlenbewohner lautet, vom Geses eine achimonatige Schonzeit zugewilligt bekommen hat, er also nur während der letzten vier Monate des Jahres gejagt, geschossen oder gefangen werden darf.

Die Nahrung, die der Dachs bevorzugt, nämlich Wurzeln, Würmer, Schnecken, Obst, Trauben usw., ist derart, daß er, falls er sich damit begnügt, wenn auch nicht zu nützlich, so doch eher zu den unschädlichen als schädlichen Tieren gerechnet werden müßte. Nützlich wird er sogar insofern, als er Engerlinge, Raikäferpuppen, schädliche Heuschrecken und andere Kerfe in großer Menge vertilgt. Diese Beutetiere sowie Pilze und Wurzeln bilden die sogenannte Erdmast, nach der er mit seinen langen Grabnägeln und der rüsselartig verlängerten Nasenspitze „sticht“ oder „wurzelt“. Weniger spricht für ihn, daß er Eicheln, Buchnüsse, besonders aber süße Rüben aller Art, Kartoffeln und Fallobst stiehlt. Von Pflaumen, namentlich von Trauben ist er ein großer Verehrer und unternimmt oft, um sie zu erlangen, weite Märsche. Dies alles ginge noch an, doch weiß man längst, daß dem Dachs auch Fleisch höchst willkommen ist. Nicht nur, daß er Kriechtiere und Lurche, deren er habhaft werden kann, vertilgt, sogar die giftige Kreuzotter, deren Biß ihm nicht schadet, nicht verschmäht und Mäuse in Mengen verzehrt — Wühlungen fand im Magen eines Dachs 39 Stück —, sondern auch delikateres Fleisch für sich passend erachtet. In einem jungen Häschen geht er nicht vorüber, und der Inhalt eines bodenständigen Nestes ist ihm stets willkommen. Jungen Fasanen und Waldhühnern wird er gleichfalls gefährlich, und sogar Rehtischen greift er an.

In den Juli fällt die Mollzeit. Dann gestattet sie seinen Besuch in ihrem Bau. Nach sieben Monaten bringt das Weibchen 3 bis 4 Junge zur Welt, die einige Tage blind sind, trägt ihnen Nahrung zu und füttert sie, sobald ihre Kräfte ausreichen, in kurzen Streifzügen auf die Weide, um sie im „Wurzeln“ anzulernen. Nach und nach kümmert sich die Mutter immer weniger um die Jungen, doch bleibt die Familie bis zur nächsten Paarungszeit beisammen. Dann gründen die Jungen entweder ein eigenes Heim oder bleiben, wenn sie in einem Hauptbau gewölft wurden, wohl auch darin, wohnen aber in besonderen Kesseln.

Mit Beginn des Winters verstopft der Dachs die Einfahrtsröhren und verfällt in einen Winterschlaf. In England, das ein milderer Winterklima hat, unterbricht er ihn wiederholt. Nach einem alten Jägersglauben soll sich der Dachs während der Winterruhe von der Ausscheidung einer Drüse nähren, in die er seine Nase steckt und woher die sprichwörtliche Redensart stammt: Er lebt wie der Dachs von seinem Fett. Die Drüse, die eine unangenehm riechende weißliche Feuchtigkeit absondert (Stinkloch), ist einebeutelartige, zentimetertiefe und innen fein behaarte Öffnung, die viele drüsenartige Gebilde in sich vereinigt. Das Drüsensekret erhärtet an der Luft und wird, wenn es sich allzu reichlich gebildet hat, durch das sogenannte „Schlittensahren“ an Steinen und Wurzeln abgerieben.

Wohl zehrt der Dachs während des Winters von seinem Fett, aber von der Fettmasse seines Körpers, die in einer zentimeterdicken Lage unter der Schwarte und in einer zweiten drei bis vier Zentimeter dicken Schicht unter dem Fleische aufgespeichert ist. Wie sein organischer Bau dem des Schweines sehr ähnlich, hat der Dachs mit diesem auch die Nahrungsfähigkeit gemein. Dachs fett war früher officinell und wurde als Heilmittel bei Lungenleiden angewandt. Heute liefert es, verbunden mit Reisherfett, eine vorzügliche Eitelfeuchtmilch und findet auch bei der Seifenbereitung Verwendung. Das Wildbret gilt hier und da als Lederbissen. Das Fell, die sogenannte Dachs Schwarte, ist als wasserdichtes Leder sehr geschätzt und dient zu Bezügen und zur Herstellung von Jagdtaschen, Büchsenjahren und dergleichen. Wie bekannt, haben auch unsere Jägerbataillone Tornister mit einer Klappe von Dachs Schwarte, weswegen der Tornister in der Kommissprache kurzweg „Dachs“ genannt wird. Aus den Haaren werden Pinsel und Bürsten hergestellt. Der Dachs ist also für den Wildfänger ein wertvolles Objekt, da er nutzbar ist wie wenig andere Tiere.

Sommer- und Winterkleid des Dachs sind gleich; der Haarwechsel findet im Mai und September statt. Kurz davor sind natürlich die alten Haare abgeworfen und von den neuen ist noch nichts zu sehen. Die weißgraue Zeichnung wird gelbbraun, ohne jahrwarte Beimischung. In manchen Gegenden nennt man den Dachs in diesem Kleide „Hundedachs“, im Gegensatz zu dem ausgefärbten „Schweinedachs“. Schon Konrad Geßner berichtet in seinem Tierbuch (1606) darüber und gibt als besondere Merkmale an: der Hundedachs habe „gespaltene Dopen wie ein Hund“, der Schweinedachs „gespaltene Klauen wie eine Sow“. Albertus Magnus fügt diesen Erkennungszeichen noch hinzu, daß sich auch an Maul und Rüssel Unterschiede fänden, ja, ersterer „fresse, was andere Hunde fressen, letzterer aber lebe von Wurzeln und was anderes die Sow fresse“. Unterschiede in der Zeichnung des Kopfes sind nun nicht selten, und die alten Jäger halten an der Einteilung heute noch fest.

Da die Jagd auf den Dachs nichts Besonderes bietet, außerdem in die Stunden vor und nach Mitternacht fällt, der Dachs

fernerhin ein höchst vorsichtiger Geselle ist, auf den das Jägerwort: „er ist ein Nachtgepenst, das du nicht siehst, das du nicht kennst“, ebenso wie auf den Geisthirsch angewendet werden kann, so sucht man seiner durch Ausgraben habhaft zu werden.

Aus den Tagen von Sedan.

(C. Demonnier: Aus den Tagen von Sedan. Verlag Axel Juncker, Berlin.)

Dies Buch ist eines der weniger aus der antimilitaristischen Literatur, die künstlerisch überhaupt in Betracht kommen. Vertha v. Suttner, die sonst eine gute Seele, aber eine schlechte Musikantin ist, hat zu Demonniers Werk eine ausgezeichnete Vorrede geschrieben. „Nicht das grimme Gefüge wird uns vorgeführt,“ heißt es darin, „nur die Anordnung der geleerten Schüsseln und der umgeworfenen Gläser auf dem bejudelten Tisch.“ Vazeilles . . . Sedan . . . Es ist eine alte, durch den Geschichtsunterricht eingepörrte Denkgewohnheit, solche Ortsnamen, an die sich eine Kriegserinnerung knüpft, eigentlich nicht mehr als Ortsnamen aufzufassen, sondern als die Symbolisierung großer Ereignisse und heftiger Gefühle von Ruhmesstolz oder Mädegeorn. Man spreche das Wort Sedan aus und 100 000 Deutsche sind dabei siegesfreudig — 100 000 Franzosen schmerzlich gröllend — bewegt, und die Schüler und Schülerinnen der ganzen Welt hören in den zwei Silben den historischen Klang. — Daß es ein Stückchen Erdboden ist mit ein paar Häusern darauf, wo zwei unglückselige Häuflein Menschen einander zerfleischten; und wie dieser Boden, der wahrscheinlich zerstampft, wie diese Häuser, die wahrscheinlich niedergebrannt sind, ausgeschaut haben . . .

Demonnier sagt selbst von seinem Buch, es bestehe nur aus losen Notizen. „Nur“ — diese Aufzeichnungen sind fabelhaft scharf gesehen, wie gute Skizzen: unter Hintweglassung alles Unwesentlichen. Wie fein ist es, daß sich Demonnier jeder chauvinistischen Aufwallung enthält, daß zwischen den Zeilen nicht der Aufschrei erklingt: diese Deutschen! — sondern: der Krieg! Einmal, an einer Stelle, als er etwas Widerwärtiges von zwei deutschen Offizieren berichtet, heißt es: „Die Einzelheiten, deren ich in diesen Aufzeichnungen Erwähnung tue, sollen nichts anderes bezwecken, als das Verhalten des Siegers in eroberten Ländern darzutun: sie richten sich weder gegen den einzelnen noch gegen eine Nation.“ —

Demonnier ist durch die Schlachtfelder von Vazeilles und Sedan gewandert, und da sah er: ein Leichnam lag da, halb verkauft, mit einem grünen Grinsen auf dem Gesicht, seine Lider regten sich, weil Würmer auf ihm herumkletterten . . . das Lazarett mit den Brüllenden, Weisenden, fluchenden Menschenteilen, denn das waren nicht mehr Menschen, Chloroform war nicht vorhanden, einem Turko wurde bei voller Besinnung ein Wein abgesagt, und durch den scheußlichen Lärm der anderen drang das Knirschen der Säge . . . die endlosen Züge zerlumpter, halbtoter Gefangener, — oder er ließ sich erzählen, wie sie das Mädchen in der Hütte vergewaltigten, sie hatten sie an den Tisch gebunden, die Eltern, die sich unter die Betten verlocken hatten, mußten dem Scheußlichen zusehen . . . Pferde frohen über das Feld, blutend mit aufgerissenen Mäulern, manchen hingen die Eingeweide heraus . . . die Mutter des Neugeborenen war, kaum genesen, aus ihrem Bett gerissen und mit Säbelhieben dabovengejagt worden. Vor Schreck war die Milch in ihrer Brust versiegt: mechanisch knetete sie ihr mütterliches Fleisch wie eine ausgepreßte Frucht.“ Und einmal, als er von einer Sanitätskolonne spricht, jagt er — und das ist der beste Vergleich des ganzen Buches: „Über all diesem Jammer flatterte die schmutzig-weiße Fahne des Roten Kreuzes wie die Schürze eines Metzgergehilfen.“

Der (Tendenz-) Wert dieses Buches liegt auf der Hand. Die Suttner sagt in der Vorrede: „Es mag auf viele Leser so wirken, wie es der Friedensbewegung frommt — aber dann geschieht es ohne des Autors Vorwissen.“ Und dann: „Daß der Krieg voller Grauel ist, wissen auch seine Anhänger — sie halten ihn nur für unvermeidlich.“

Die Suttner hat mit Demonnier nichts zu tun. Sie hat in ihren (ein wenig sentimentalen) Büchern die letzte Ursache der Kriege, die wirtschaftliche Struktur der Gesellschaft, viel zu wenig berücksichtigt. Demonnier, dieser große Künstler, spricht tiefste psychologische Erkenntnisse nicht aus, sondern er läßt sie uns von neuem finden.

Ich müßte das Buch abschreiben, wollte ich alles Schöne daraus erzählen. Briefe von Gefallenen sind darin, Reden, Gegenreden, die Luft dieser vergangenen Zeit ist wieder da . . .

Aber was nützt das alles: es sind selten über dieses Thema bessere Bücher geschrieben worden (eins: Andrejew, Das rote Lachen, in der wundervollen Nachdichtung von August Scholz, das gewaltigste, furchtbarste von allen), Goethe hat zu Eckermann oft über den Chauvinismus aburteilend gesprochen, seitdem haben fast alle Großen den Krieg mit verabscheuenden Worten bedacht — alles ist geblieben.

Daß wir hier an einen wunden Punkt rühren, beweist das Verhalten der Regierungen. Mit unerbittlicher Strenge sind sie hinter den Antimilitaristen her, sie fühlen, wenn die Hunderttausende erst einmal aus diesen Büchern gelernt haben, für welche Schemen (oder wessen Portemonnaie) sie sterben, dann ist es aus. Dann werden

auch die Schlagworte: Ruhm, Vaterland, Ehre nicht mehr ziehen, dann wird der französische Arbeiter nicht mehr auf deutsche Kollegen schießen.

Und gerade hier läuft alles Spintifizieren auf das Politische hinaus. Demonnier hat (nach Andrejew) das künstlerisch Stärkste gegen den Krieg geschrieben. Praktisch heißt es für uns, daraus die Konsequenzen zu ziehen und dem Krieg den Krieg zu erklären.

Kleines feuilleton.

Vösterkunde.

Himmliche Fußballer. Ein Fortbestehen der menschlichen Seele nach dem Tode kündigt die primitive Irreligion der Eskimos. Ja, sie weiß sogar von mehr als einem Jenlands zu erzählen. Zwei verschiedene Paradiese kennt sie, in denen die Abgeschiedenen weiterleben dürfen. Das erste liegt tief unter der Erde oder unter dem Meere; es ist ein Ort voll ewigen Sonnenscheins, ein Ort, an dem es Pelz- und Federwild in Menge gibt und gutes, köstliches Wasser. Nicht ganz so hochgeschätzt wie dies Paradies in der Unterwelt wird das oberweltliche Eden, das in einer Gegend zwischen Himmel und Erde liegt. Hier gibt es zwar viele schwarze, wohlschmeckende Beeren, aber die Temperatur ist etwas frisch, und die alten Weiberseelen werden sehr belästigt durch Raben, die sich ihnen ständig auf den Kopf setzen. Man lebt hier in Zelten, die rings um einen See herum aufgestellt sind. Fliehet er über, so regnet es auf Erden. Die Lieblingsbeschäftigung der Männer an diesem immerhin noch guten Orte aber besteht im — Fußballsport. In der Nacht, so heißt es, können wir Menschenkinder gar nicht selten die Seelen dort oben am Himmel Fußball spielen sehen und zwar mit — Walroßköpfen! Wie die Eskimos auf dieses himmlische Fußballverken gekommen sind, das wird dem Unkundigen zu erraten schwer sein. Wer aber das Polarlicht mit seinen huschenden, jagenden, tanzenden Feuerwerkseffekten in seiner vollen Entfaltung am Himmel gesehen hat, der weiß, woher die Sage von den himmlischen Fußballern stammt. An der Ostküste Grönlands erklärte man die ruhelos umherliegenden Nordlichterscheinungen übrigens für die Seelen gemordeter oder togeborner Kinder, die nun einen wirbelnden Tanz am Himmel vollführen. Auch von ihnen sagte man, sie spielten miteinander Fangball.

Meteorologisches.

Das Wetter des Jahres 1911. Das vergangene Jahr wird in den Annalen der Witterungskunde dauernd eine besondere Stelle einnehmen. Ein solcher Sommer war für die meisten Leute in unserer gemäßigten Zone ein ganz neues Erlebnis, und auch die Wissenschaft wird noch einige Zeit damit zu tun haben. Dr. Ramsauer vom Radiologisch-Physikalischen Institut an der Universität Heidelberg gibt in einer Zuschrift an die „Nature“ eine Erklärung auf Grund einer elektrischen Theorie. Dr. Ramsauer hält sich an die jetzt allgemein verbreitete Annahme, daß die Bildung von Regentropfen das Vorhandensein gewisser Körperchen in der Luft verlangt, die der Wasserdampf gewissermaßen als Kern benützt, um sich als Tropfen um sie herum zu verdichten. In dem Fehlen solcher Körperchen sieht er die Hauptursache für die ungewöhnliche Witterung die letzten Jahres. Außerdem führt er zur weiteren Aufhellung des Zusammenhanges die verschiedenen Wirkungen der von der Sonne ausgehenden unsichtbaren ultravioletten Strahlen ins Feld. Neben anderen Folgen, die diese Strahlen in der Luft hervorrufen, wozu beispielsweise die Entwicklung von Ozon gehört, schreibt ihnen Ramsauer eben gerade auch die Bildung solcher Kerne zu, die zur Umwandlung des Wasserdampfes in flüssiges Wasser, das heißt in Regentropfen, notwendig sind. Es ist im Laboratorium beobachtet worden, daß unter dem Einfluß von ultravioletten Strahlen aus Wasserdampf Tropfen von Wasserstoffsuperoxyd gebildet wurden oder auch aus Ozon und Ammoniak in Verbindung mit den anderen Bestandteilen der Luft Tropfen von salpetersaurem Ammon. Diese Erzeugung von festen oder flüssigen Körperchen durch die ultravioletten Strahlen der Sonne dient nun nach dieser Auffassung als Basis der Regenbildung. Die Größe dieser Kerne, wie sie im allgemeinen bezeichnet werden, ist abhängig von der Intensität der Sonnenstrahlen und der zu ihrer Bildung verfügbaren Zeit. Sie besitzen ursprünglich keinerlei elektrische Ladung, aber gewinnen eine solche, wenn sie mit den gleichzeitig durch die ultravioletten Strahlen erzeugten Elektrizitätsträgern zusammen kommen. Auch der gewöhnliche Staubegehalt der Luft ist der Regenbildung förderlich, aber die ultravioletten Strahlen sollen doch die eigentlichen Regenten dieses natürlichen Vorganges sein. Kurz: das ständig schöne und trodene Wetter des letzten Sommers ist zurückzuführen auf eine starke Verminderung der ultravioletten Sonnenstrahlung, und diese wieder ist dadurch bedingt gewesen, daß sich die Sonne in einer Zeit geringster Tätigkeit befindet, die sich in einer besonders schwachen Entwicklung von Sonnenflecken und von Nordlichtern kundgibt. Daß es zu einer Zeit schwächerer Sonnenaktivität auf der Erde gerade besonders heiß wird, liegt einfach daran, daß die Wärmestrahlen der Sonne bei klarem Wetter zu stärkerer Wirkung gelangen.